

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 80. Bromberg, den 9. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

Adelheid blieb in tiefem Sinnen eine Weile allein sitzen. Dann erhob sie sich und schlenderte langsam, ohne den Schal zusammenzuziehen, durch die Zimmer hinaus, lehnte ab, wenn jemand mit ihr tanzen wollte — sie sei ein wenig müde — und entdeckte schließlich Dag. Er saß im Gespräch mit Oberleutnant Balt, einem alten Freund ihres Vaters und, wie sie wußte, einem eifrigen Jäger.

Adelheid setzte sich neben Dag und hörte ihn zum erstenmal mit einem anderen sprechen. Sie achtete nicht auf die Unterhaltung, sie saß nur dabei und war glücklich. Leute gingen aus und ein, die Musik dröhnte, viele Menschen schwatzten und lachten, und irgendwo trällerte einer zur Musik.

„Nein", sagte der Oberstleutnant endlich, „Ihr wollt sicherlich tanzen." Und dann standen sie alle drei auf. Adelheid ließ den Schal von der Schulter gleiten und raffte ihn in der einen Hand zusammen, wie es ihr Tante Eleonore geraten hatte. Balt musterte sie scharf, dann flog ein Lächeln über sein rauhes Gesicht, und er sagte: „Adelheid — einen Mordskerl von Jagdkameraden hast du bekommen, aber du bist selbst auch ein prächtiger Jäger!"

Adelheid und Dag hatten den Umweg zum Tanzsaal durch das gelbe Kabinett gemacht. Ihr linker Arm lag in Dags Arm, ihre Hand bewegte leicht den Fächer zur Kühlung ihres heißen Gesichts. Den rechten Arm ließ sie hängen, und eins von den bestickten Enden ihres Schals baumelte über die Hand und schleppte auf dem Fußboden nach. Sie nickte den Damen freundlich zu. Die Kerzen und der Widerschein der gelben Tapeten warfen einen goldenen Schimmer auf die blaue Seide ihres Kleides, und auf ihren Schultern und den rahmgelben, goldgeränderten Volants lag der vornehme Glanz alten Elfenbeins.

Justizrat Gabbe, der sich grade zu einem kurzen Besuch in diesem Kabinett befand, hob sein Lorgnon und starrte hingerissen auf sie. Als die Erscheinung verschwunden war, wandte er sich an seine Frau: „Hast du je so etwas gesehen?" fragte er bebend vor Bewunderung.

„Nein", erwiderte sie scharf, „das habe ich nicht."

„Beinahe ebenso — hm — flott wie ein Kleid, das du um die Jahrhundertwende trugst." Er sah sich fragend um. Naaa? Es wurde plötzlich totenstill. Nun hatten sie sich den ganzen Abend mit Klatsch über Adelheids Kleid erbaut, und jetzt bekamen sie eine Mahnung an ihren eigenen Leichtsinn aus noch nicht lange verflossenen Jahren an den Kopf.

8.

Bei der Rückkehr vom Tanz begegneten Adelheid und Dag dem Alten. Er hatte den Gästen nach allen Seiten zugetrunken und war gegen alle liebenswürdig gewesen, wie es sich für den Wirt gehört. Noch lag ein Widerschein davon auf seinen Zügen, als er, offenbar ganz zufällig, das Brautpaar traf.

„Wollen wir drei nicht ein paar Schritte hinausgehen?" fragte er, kehrte um und ging voran, durch die Zimmer und die Flurtür bis auf die Treppe. Adelheid legte zum Schutz gegen die kühle Nachtluft ihren Schal um, neugierig, was wohl hiermit beabsichtigt sei.

Ein paar Laternen erleuchteten trüb das Dunkel, und aus den Fenstern fiel Licht. Sonst lag schwarze Nacht über dem Hofplatz. Gespenstisch schimmerten die Stämme der Eichen aus der Finsternis, und fern leuchtete warm ein Licht. Aus dem Neubau klang das Dröhnen der Musik, und auch unendlich weit hinter der Eiche ertönte etwas wie der Takt von Musik. Sie gingen die Treppe hinunter und auf den Bohlen hinaus, die jetzt bei dem Schmutz des Spätherbstes über den Hof gelegt waren.

Die Musik vom Hochzeitshause erstarb allmählich, und neue Töne wuchsen immer stärker aus dem Licht im fernen Dunkel des Hofes hervor. Adelheid lauschte gespannt. Sicherlich würde sie das unfaßliche Märchen niemals ganz begreifen, das dieser große Hof darstellte. Immer etwas Neues — Unerwartetes. Dumpfes Dröhnen in gleichmäßig sicherem Takt erscholl immer deutlicher — Juhe und Juhu — und zwischen diesen taktfesten Klängen ein seltsamer Ton. Sie beherrschte mehrere Instrumente, hatte viele Melodien bei Feiern und Festen gespielt und gesungen, Musik aller Art meinte sie zu kennen, aber diese war ihr fremd und neu.

Es war ihr Hochzeitstag, ja, ihre Hochzeitsnacht; grenzenlosen Kummer und — selige, unfaßbare Freude hatte sie auf dem Weg zu dieser Stunde durchlebt. Das mochte dazu beitragen, daß der neue Klang eine so betörende Macht gewann. Der alte Dag voran, der junge hinterdrein; geborgen schritt sie im Dunkel — einem Märchen entgegen. Schwer und unablässig dröhnten die dumpfen Laute, fest und rhythmisch erklang das Rufen, sehnsüchtig und heiß sang der goldene Klang dazwischen. Eintönig, geradlinig, und doch lebte und zitterte es wie ein leises Zucken, ein dunkles Gurren im Gold der Töne. Es war wie ein Drang des Lebens, das empor mußte und wollte und es doch nicht vermochte, ganz empor bis zur Sonne. Wie Tausende von ungesagten Worten, wie das Unaussprechliche selbst im Gemüt des Menschen, in allen Menschenherzen, erklang es dahinter, dahinter, immer hinter den gewaltigen Taktschlägen. Als ob es nicht hervorkönnte, nicht durchdringen dürfte, weil es das Verlangen des Menschenherzen nach etwas war, was niemand erreichen kann.

Der Lichtschein wurde deutlicher. Hinter kleinen, trüben Scheiben lebte und leuchtete er spärlich. In Adelheid verschmolz er mit dem heißen goldenen Klang; wurde eins mit ihm, faßte ihr Gesicht und ihr Gehör zu einem einzigen, zwiefach starken Sinn zusammen, der mit doppelter Kraft empfand.

Vater Dag stampfte auf der Schwelle, die Türangeln kreischten, Licht flammte ihnen entgegen, und wie in eine unwirkliche Welt schritt Adelheid mit Dag hinein, und die Tür fiel hinter ihnen zu. Vater Dag mochte Jungfer Kruse gebeten haben, ihren nächtlichen Besuch in der Gesindestube anzukündigen; denn der Tanz ging ohne Unterbrechung weiter, nur noch stärker. Dröhnendes Stampfen, wildes Röckeflattern der Mädchen, übermütiges Schubsen und Schwingen der Burschen mit donnerndem Juhu und Hei, und tief aus dem Dunkel einer Ecke zirpte und lockte und reizte und rann der goldene Ton dazwischen.

Ein Bursche kam aus dem Halbdunkel auf Vater Dag zu. Ein paar geflüsterte Worte, dann trat der Bursche in das Spiel von Licht und Dunkel zurück und war verschwunden. Der Tanz ging, und die Fiedel klang wilder und wilder. Adelheid ergab sich ihr und fühlte mit allen Sinnen, mit all ihrer Musik all die überwältigende Stimmung dieses Tages — des Tages ihres Lebens. Der Tanz und das Klingen dahinten wuchs und stieg — bis zum Reißen ihrer Sinne, wuchs und wuchs immer noch, raste — wild, wild, wilder, wilder — Raserei — Schluß.

Die Gestalten auf der Diele glitten in den Schatten zurück und verschwanden, die Fiedel war mit einem blutenden Schluchzen verstummt. Alles war mit einemmal totenstill; aber in Adelheids Ohren ging der Tanz weiter, und die Melodie der Geige lag noch in der Luft, lebte ihr eigenes Leben — ohne Instrument, ohne Spielmann — lebte und klang — unsterblich.

Aus dem Dunkel trat ein Mädchen mit drei Gläsern auf einem Brett. Jedes der drei Neuangekommenen nahm eins. Gläserklirren und Becherklang tönten aus der Finsternis. Das Kienholz, das in den Kamin geschoben wurde, knackte, das Feuer lebte auf, Flammen lohten, und im Schein der Glut tauchten die Gesichter aus dem Dunkel hervor — viele: alte mit starren Augen und junge mit kecken Blicken. Vater und Sohn traten hinter Adelheid zurück, die Flammen im Kamin flackerten in leuchtendem, lebendigem Schein auf, und Adelheid stand mitten in ihrem Licht.

„Wir trinken auf die Braut", sagte Vater Dag. Leises Schmatzen und Schlucken. Kein Wort. Das Mädchen mit dem Brett kam wieder, und die drei Gläser wurden daraufgestellt. Adelheid merkte jetzt, daß sie allein im Lichtschein stand, und zog sich zurück. Der junge Dag öffnete die Tür, der Vater folgte ihm und mahnte über die Schulter zurück: „Nicht zu wild!" Aber in seiner Stimme lag kein Ernst.

Vater Dag bog ab, auf einem langgelegten Brett, das zum alten Hause führte, ins Dunkle der Laube. Adelheid und Dag folgten ihm neugierig. Adelheid war heute nach der Kirche zum Umziehen in ein großes Zimmer des Neubaus gewiesen worden; hier würden sie also wohl künftig wohnen, Dag und sie.

So setzte sie ihren Fuß wieder auf die alte brave Treppe und die Laube, die sie letzte Weihnachten so oft in Kummer und Freude betreten hatte und auch während der langen Sommerzeit. Der Alte öffnete die mächtige Tür; die Angeln kreischten unter ihrem Gewicht, und dann standen sie in der alten Diele. Im Kamin war heute Abend Feuer gewesen — es glühte noch und verbreitete genügend Helligkeit, wenn man von draußen hereinkam. Vater Dag ging die Treppe hinauf; sie knarrte unter seinem schweren Tritt. Die Jungen folgten schweigend. Oben schritt er geradeaus zur Jungfernkammer und öffnete die Tür. Drinnen war es dunkel. Er holte Stahl und Zunder aus der Tasche, war also wohl auf diese Stunde vorbereitet. Er schlug einmal an; es zündete nicht, aber Adelheid konnte im Schein der Funken einiges erkennen und sah, daß alles an seinem alten Platz stand. Vater Dag schlug noch einmal, der Zunder fing Feuer, und er steckte das Licht auf der Kommode an. Ruhig bedächtig ging er zum Ofen, machte die Tür auf, der Feuerstahl knisterte von neuem, und dann prasselte es drinnen durch den Haufen von Birkenholz und Rinde. Er wies auf die Stelle zwischen Ofen und Bett. „Hier haben wir eine Tür gebrochen." Er hatte aus dem Ofen einen Rindenspan mit genommen und ging durch die Tür nach rechts ins Dunkel hinein. Gleich darauf lauste es auch dort hinten, und Adelheid und Dag tasteten sich durch die Tür.

Der alte Bodenraum war in ein großes Zimmer umgewandelt worden. Die Decke fiel nach Süden schräg ab wie in der Jungfernkammer, aber in die Südwand hatte man ein niedriges Fenster gebrochen. In der inneren Ecke war ein großer gemauerter Kamin, gleich dem unten in der Diele — in denselben Rauchfang eingeführt wie der Ofen in der Jungfernkammer. Jetzt umflackerte hier brennender Kien einen dicken Wurzelstubben. Zwei von den guten alten Stühlen, die Jörn Vielfalt einst gefertigt hatte, mit hohen Rücken- und Armlehnen, waren vor den Kamin gestellt, und daneben ein Klapptisch. In der Außenecke unterm Dachgebälk stand ein Bett von der alten Form, wie Dags Bett im Küchenhaus, nur länger und breiter, und kunstlos bloß mit ein paar geschnitzten Schnörkeln geziert. Aber schön gebleichte Laken und Kissen glänzten darin. In der hintersten Innenecke stand ein großer Eckschrank und hinterm Bett eine schwere Truhe und eine Spiegelkommode. An den Wänden waren reihenweise Haken von Wachholderholz angebracht. Der Fußboden war weiß gescheuert, und vor dem Bett lag ein Flickenteppich.

Vater Dag blickte sich schnuppernd in der Stube um. Mit dem Rücken gegen die beiden, sagte er mit leiser, etwas bebender Stimme: „Ich hätte ja eigentlich aus der großen Schlafkammer unten ausziehen sollen. Ich hatte es vor, aber ich bringe es nicht fertig. Ich ziehe ja wohl einmal aus, auf den Friedhof — bis dahin möchte ich meine Nächte weiter dort verbringen. Du, Adelheid, sollst jetzt als Frau auf dem Hof bestimmen, ob ihr im Neubau wohnen oder hier vorlieb nehmen wollt. Dein Zimmer steht seit deinem letzten Besuch unberührt, und jetzt haben wir für Dag dieses hier instand gesetzt. Ich weiß, er fühlt sich im Küchenhaus am wohlsten, wir haben es aber hier soweit hergerichtet, daß er die Flinten, und was er sonst will, an die Wand hängen und sich Feuer machen kann, wenn er heimkommt."

Vater Dag wendete sich gegen den Kamin und blickte hinein. Ein Balken ächzte, wie oft in alten Gebäuden bei Wetterwechsel, und die Flammen schossen in den Windzug des Ofens hinauf. Sonst war alles still.

„Ja, ihr Jungen müßt Nachsicht haben mit mir altem Mann, wenn nicht alles so ist, wie es sein könnte . . ." hier kehrte sich Vater Dag ihnen zu, Adelheid stand in der Tür und Dag dahinter; „und", er hob den Kopf und blickte sie ernst und fest an, „dann haltet euch in allem, was kommt, an unseren Herrgott, solange ich lebe und auch späterhin. Es ist doch das Sicherste." Seine Stimme verriet, wie schwer ihm der Entschluß fiel, dies auszusprechen.

Der junge Dag schlich wieder in die Stube und in den Flur hinaus, als sich der Vater zum Gehen anschickte. Adelheid vermochte keinen Fuß zu rühren, und als er an ihr vorüberkam, da glitt ihr seidener Schal wie eine Schlange zu Boden, sie warf dem Alten ihre bloßen Arme um den Hals, und die Tränen quollen hervor — unaufhaltsam. Wie traurig war sie doch drüben im Neubau gewesen, weil sie gewiß dort wohnen sollten, wo Wände und Dielen so klanglos und kalt knarrten, wo es so trocken und verblichen nach Polstermöbeln, Tapeten und Farbe roch. Und wie hatte sie sich das tiefe und lebendige Ächzen der Balken im alten vertrauten Haus ausgemalt, und den Geruch von Kamin und Rauch und lebendiger Wärme, von gescheuerten Holzmöbeln und von jahrhundertelangem menschlichen Leben. Wie hatte sie über all die Fülle von Behaglichkeit und lieben Dingen in der Jungfern-Kammer geweint, in der sie nun niemals mehr schlafen sollte. Und jetzt — jetzt hatte Vater Dag alles so eingerichtet, wie sie es sich am heißesten wünschte, und entschuldigte sich noch, daß es nicht besser sei.

9.

Vater Dags Hemdbrust war ein wenig feucht geworden, war nicht mehr so feingefältelt, nicht mehr so weiß, als er wieder durch die Kabinette und den Saal des Neubaus wanderte; seine Brust aber war genau so breit wie vorher, vielleicht noch um eine Spur gewölbter. Sein Sohn hatte zwar kein Wort geäußert, und Adelheid auch nicht viel herausbringen können; aber sie hatte ihm so gut zu verstehen gegeben, daß seine Anordnungen wohlgelungen waren. Nun würde es kommen, wie er es ersehnt hatte: die jungen Leute würden unter dem gleichen Dach mit ihm wohnen, sie alle würden dicht beieinander leben.

Die Musik brauste, und im Saal ging der Tanz. Es flüsterte und gurrte in den Winkeln, wo es schummrig war, und es lachte und summte und trällerte von Stimmen aus den Kabinetten und vom Speisesaal her, wo einige wieder von vorn angefangen hatten. Es sah aus, als solle es nie ein Ende nehmen.

Für Adelheid war es nicht wie ein einzelner Tag, sondern wie unendlich viele gewesen, so voller Erlebnisse und Spannung, voller Festlichkeit und Stimmung und — Unruhe. Jetzt verlangte es sie nach der Stille ihrer Kammer. Vater Dag hatte das Licht oben nicht gelöscht, es stand sicherlich noch brennend auf der Kommode, und im Ofen war Feuer, und die Tür zu Dags Stube stand offen. Und dort glühte jetzt gewiß der große Wurzelklotz im Kamin. Sie dachte beim Tanzen fast nur hieran, und schließlich dachte sie überhaupt nicht anderes mehr. Darum suchte sie Vater Dag auf. Sie flüsterte ihm zu, sie wolle jetzt gehen, sagte ihm „gute Nacht" und dankte ihm für alles. Vater Dag überlegte erst, ob das anginge; dann nickte er und fuhr mit der Hand in die Westentasche. Er zog einen kleinen Schlüssel hervor und steckte ihn Adelheid zu.

„Der Sekretär und die Truhen oben waren bei deinen früheren Besuchen verschlossen. Jetzt gehört dir dort alles. Die Truhenschlüssel liegen irgendwo im Sekretär. Nein — mir brauchst du nicht dafür zu danken, du hast es von Dorthea Holder geerbt. An sie kannst du hie und da denken, wenn du magst. Du wirst mit ihr gut bekannt werden, wenn du einmal ihre Sachen durchsiehst. Oben liegt auch ein Mantel für dich aus Fellen, die Dag zusammengebracht hat. Er wußte nicht, daß du gestern im Pfarrhof bleiben würdest, daher hast du ihn nicht, wie er wollte, für die Fahrt zur Kirche bekommen."

Adelheids Hand stahl sich in die Vater Dags, und er drückte sie, ein wenig fester als sonst. Dann ging sie durch den Saal, um Tante Eleonore „gute Nacht" zu sagen und auch ihrem Vater, wenn er nicht allzu sehr in Stimmung wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Der Elch.

Ein Vorfrühlingserlebnis von **Alfred Katschinski.**

Spät kam der ostpreußische Frühling. Deshalb ließ man sich Zeit, um mit einer Pürsch gleich doppelte oder gar dreifache Beute zu machen, den Eisgang, das Hochwasser und den Elch. Nur ganz kapitale Seltenheiten oder ganz wilde Urwüchsigkeiten wollten wir erjagen, um sie in ihrer Urkraft und Urnatur selber zu erleben und andern zu zeigen. Denn wir kamen ja aus der Stadt, die solche natürlichen Urgestalten leicht vergißt oder sich heimlich nach ihnen zurücksehnt, und wir brauchten für unsern Kulturfilm die ersten oder letzten Spuren der ostpreußischen Urwelt . . .

Hinaus aus der Stadt durch verschlafene Dörfer, gähnende Felder, starre Wälder! Noch frösteln die Fichten, die Birken, das schwarz-weiß gefleckte Moor. Endlich der weite, weltferne, totenstille Bruchwald, der Elchwald. Ob irgendwo die Welt noch einsamer und lautloser sein kann? — Über dem weltvergessenen Försterhof in der Lichtung gaukelt ruhiger Herdrauch himmelan. Ist das schon Urheimat, Glück oder Unglück, in dieser meilenweiten Menschenferne und Menschenleere aus der Wildnis zu einer Oase heimzukehren, nur auf sich allein angewiesen, allenfalls noch auf einen anderen seinesgleichen oder ein paar wechselnde Helfer, auf die Arbeit und die Hunde? — Der Förster begrüßt die Ankommenden aus vermeintlich bessen Welten wie ein Himmelsgeschenk und wird unser Führer auf der Pürsch.

Bekanntlich scheut und schreckt kein Wild vor einem Fuhrwerk. Trotzdem noch immer kein Elch in der Nähe unseres Schlittens. Der Förster lacht: „Geduld, Geduld! Je seltener, desto scheuer und stiller, also auch schwerer zu finden!" Endlich sind wir einem Elch auf der Spur. Er läßt sich sogar flüchtig blicken und trollt weiter. Wir verfolgen seine Fährte, aber der letzte Schnee hört bald auf, es geht nur noch zu Fuß weiter in den dichten Bruchwald hinein, und stellenweise halten uns offene Gräben und blankes Tauwasser auf.

Die Jagd wird bedenklich. Will der flüchtige Elch seine Bildjäger in die Irre der unwegsamsten Wildnis locken? Derartige Absichten schreibt man ihm und anderen Wesen der Urwelt wohl zu . . . Weiß auch er schon seit der Urzeit, daß die Menschen neugierig und gefährlich sind? Wir pürschen ihm nach und schleppen abwechselnd die schwere Filmkamera.

Da verhofft er vor der letzten Lichtung, wo wir ihn gewiß sichtfrei vor das Objektiv kriegen können, wenn er sich nicht seitwärts in die Büsche schlägt. Darum wollen wir ihm den Weg abschneiden, der eine rechts, der andere links, der Kameramann in der Mitte. Der Elch wittert und sichert. Er steht in halber Deckung. Hoch und gelassen hebt er das Haupt. Erhaben und geringschätzig blickt er um sich her und vor sich hin, jede Bewegung eine überlegene Gebärde. Er noch in königlicher Ruhe und Würde seiner aufgestörten Einsamkeit . . . wir schon erhitzt und erregt.

Er tut uns nicht den Gefallen, freundlich oder leutselig vor die Kamera zu kommen. Schon setzt er geradezu über die Lichtung hinweg, nur in etwas beschleunigtem Lauf, nicht aber in gehetzten Sprüngen, wie etwa ein kleiner Angsthase. Er hält den Kopf hoch und fast unbeweglich. So geht er von der Waldseite zur Stromseite über, um den neugierigen oder gefährlichen Störenfrieden aus der Menschenwelt zu entkommen. Sein Reich ist für ihn ja unendlich und für uns schon sehr bedenklich. Denn der Strom ist entfesselt, und von dem Randeis über Bruch und Wiesen knallt und kracht eine Scholle nach der anderen ab.

In letzter Hast pürschen wir weiter. Der Elch hat es weniger eilig als wir, die wir sein uriges Tempo kaum noch begreifen. Was uns schon erschöpfen will, ist ihm ja nur eine kaum spürbare Störung. Der Wald zerfetzt, um hinter Eis und Wasser sich noch einmal zusammenzuschließen, ehe er dort hinten vor dem Haff ganz zu Ende geht. Fragend blickt der Elch uns entgegen. Der Förster warnt: „Halt! Geh'n Sie dem schlauen Bullen nicht aufs Glatteis nach!" Wir wenden ein: „Aber er muß es doch wissen, ob das Eis noch hält und trägt." Der Förster knurrt: „Jawohl, der Elch weiß beides und noch mehr. Aber ich lehne jede Verantwortung ab und erwarte Sie am Schlitten."

In höchster Jagdlust folgen wir unserem Elch. Er läuft, schreitet, tastet vorsichtig weiter, um in weitem Bogen zum diesseitigen oder jenseitigen Walde zu kommen. Noch einmal verhofft er zwischen den letzten Bäumen und Sträuchern vor dem offenen Wasser und den abschwimmenden Schollen. Fragend blicken wir ihm nach. Dort steht er mit erhobenem, erhabenem Haupt, stumm und doch allessagend: Wollt ihr Seltenheitsjäger es denn wirklich auf die Spitze treiben? Kann man denn nicht mehr für sich allein leben und sterben?

Wir hören nicht auf die stumme Mahnung und wagen uns weiter vor. Das mürbe Eis knackt und schwankt. Da schreitet der Elch ruhig und groß vom festliegenden Eisrande auf eine langsam abtreibende Scholle hinauf. Er bekümmert sich nicht darum, wohin er treibt, und wendet uns den Kopf zu. Wir können sogar seine Augen erkennen und verstehen jetzt, daß sie von den Jägern die „Lichter" genannt werden . . .

Unterlegen und überwunden blieben wir stehen. Unser Elch trieb weiter, bis er abglitt oder einsank und im eiskalten Wasser schwimmen mußte. Doch er trieb und schwamm ja in sein eigenstes Urweltreich hinein . . . Still und klein blickten wir ihm nach, wie er verschwand.

Wie man's macht ist's falsch . . .

Humoreske von **Josef Wernthaler.**

Herr Müller hatte die Gäste, Tante Rosa mit den Basen und Vettern, zur Straßenbahn gebracht; sie waren zusammen um elf aus dem Hause gegangen, nun aber, als er zurückkam, war es bereits ein Uhr durch. Seine Frau schlief längst. Auf den Zehenspitzen schlich er in die Wohnung und machte Sssst!, als das Hündchen, das ihm zur Wohnungstür herein folgte, auf dem dunklen Flur zu winseln begann. Es war ihm auf dem Heimweg vom Weinhaus zugelaufen, und da es regnete und kalt war, hatte er es nicht übers Herz gebracht, das Tier zu verjagen, obwohl seine Frau Melie Hunde nicht liebte. Er drang in die Küche, um dort dem Geschöpf, das vor Angst und mehr noch vor Kälte zitterte, ein Nachtlager unter dem Ofen zu bereiten. Auf dem Küchentisch lagen noch die Überreste des Geburtstagsessens, das heute am Abend zu Ehren der Frau Melie stattgefunden hatte. Die Prinzregententorte war bis auf zwei Schnitten aufgezehrt, ein ehrwürdig ver-

schimmelter Camembert war fast aufgegessen; auch vom gebratenen Huhn lagen noch einige Stücke auf einem Teller; eines der vier Gliedmaßen reichte Herr Müller dem Hündchen hin, damit es zutraulicher würde.

Die Hausfrau hatte das Porzellan, die Platten, die Tassen bereits abgewaschen, es aber, da es schon spät war, auf dem Tisch stehen lassen, die Silberbestecke lagen sauber und blank gerieben in ihren Kästen. Herr Müller lobte im stillen seine Frau und machte sich Vorwürfe, daß er so selbstsüchtig die Freuden der Geburtstagstafel außer dem Hause im Weinhaus fortgesetzt hatte. Vom genossenen Wein ziemlich in Rührung versetzt, beugte er sich zu dem herrenlosen Hündchen herab, das angeregt an dem Hühnerbein knabberte, und machte sich daran, aus alten Zeitungen und einigen wollenen Lappen unter dem noch warmen Ofen ein Lager herzurichten. Mit Kosen und Streicheln setzte er das Tier in das mollige Bettchen. Kommt Zeit, kommt Rat! dachte er; morgen würde er die Inserate durchschauen unter der Rubrik „Entlaufene Hunde".

*

Gegen sieben Uhr des anderen Tages lag Herr Müller noch in tiefem Schlaf. Seine Frau Melie mußte ihn kräftig rütteln.

„Nanu, nun steh' doch auf! Du mußt doch heut' ins Bureau, es ist nicht Sonntag!"

„Schon sieben Uhr?" fragte er verschlafen.

„Mach schon!" befahl sie nur.

Sich an das gestrig Vorgefallene kaum mehr erinnernd, erhob er sich. Seine Gattin betrachtete ihn nicht gerade zärtlich. Hatte sie den Hund schon gesehen? Oder grollte sie ihm nur, weil er gestern auf sich hatte warten lassen, während sie besorgt das Geschirr und die Gläser spülte? Er hätte ihr ja eigentlich gut helfen können, die Wohnung in Ordnung zu bringen.

Ein Gewitter stand am Ehehimmel, Herr Müller fühlte es recht gut. Beide entledigten sich also der täglichen morgendlichen Pflicht des Ankleidens. Sie schwiegen — er mit schlechtem Gewissen, sie mit tiefem Groll. Mäuschenstill war's in der Wohnung. Um so mehr mußten sie erschrecken, als sie mit einemmal unter einem fürchterlichen Getöse erbebte.

Herr und Frau Müller betrachteten sich starr. Was war das? „Ich möchte wetten", stammelte die Frau, „ich möchte wetten, daß ein Flugzeug auf unser Haus gestürzt ist!"

„Ich glaube eher, daß der Kronleuchter heruntergefallen ist."

„Der Kronleuchter, sicherlich, du hast recht!"

Sie eilten ins Eßzimmer. Da herrschte schönste Ordnung. Im Salon? Nein, auch da war alles, wie es sein sollte.

Was war's nur? Frau Müller lief zur Küche.

Ein fürchterlicher Anblick bot sich ihr dar: Scherben! Scherben! Das Familiengeschirr, die Gläser, die kostbaren Platten — zerbrochen lag die Herrlichkeit, ein Haufen, ein Trümmerfeld, von Tunkenresten, Fleischklößchen und Salaten übergossen. Auf dem kläglichen Scherbenhaufen aber saß fröhlich das Hündchen und machte dem Huhngerippe den Garaus.

Herr Müller stand gesenkten Kopfes.

„Nein, sowas! Nein, sowas!" stotterte er.

Frau Müller sagte nichts. Es war zu wuchtig über sie gekommen, sie fand nicht Worte noch vernichtende Gebärden.

Es brauchte aber keiner Erklärungen.

„Man muß schon von allen guten Geistern verlassen sein", und dabei tippte sie sich auf die Stirn, den Finger recht deutlich drehend, „man muß schon nicht richtig sein, wenn man ein solches Tier mit einem Huhn zusammenläßt, das auf einem Tellerstoß liegt."

„Ich bin das Opfer meiner Gutherzigkeit geworden", sagte er zerknirscht.

„Ich geb dir", sagte sie nun wutentbrannt, „dein gutes Herz", sie packte das Tier beim Kragen und setzte es mehr als unsanft vor die Wohnungstür.

*

Als Herr Müller des Mittags vom Bureau zurückkam, mußte er während der Mahlzeit die bitteren Vorwürfe seiner Gemahlin anhören. Er fühlte sich schuldig bis auf seine Gutherzigkeit. Auch dieses Gewitter wird vorübergehen, dachte er.

Die drei Dutzend Teller, die Gläser, die schönen Platten hatte Frau Müller am Abend noch nicht verschmerzt. Als ihr gutmütiger Gatte dann nach Hause kam, fauchte sie ihn bereits an der Tür an:

„Weißt du auch", fauchte sie, „was uns dein „gutes Herz" gekostet hat: ein Vermögen! ein Vermögen! — so an zweihundert Mark, ich habe es ausgerechnet."

Doch wie wunderte sie sich, als Herr Müller gar nicht geknickt war. Nein, er war nicht niedergeschmettert, im Gegenteil, er herrschte sie männlich an:

„Und weißt du auch, was wir dadurch verloren haben, daß du ein unschuldiges Wesen verjagt hast? Nein?" Er hielt seiner verdutzten Frau eine Anzeige vor die Nase: „500 Mark Belohnung! für den, der Frau Gehrke, Parkallee 13, eine kleine, auf den Namen Pussi hörende Foxhündin zurückbringt."



Bunte Chronik



Der boshafte Rossini.

Die beiden großen Komponisten Rossini und Wagner waren Zeitgenossen. Sie kannten sich zwar, hatten aber keine besondere Vorliebe für einander. Besonders Rossini war kein Freund Wagners und seiner Musik. Er zog aber den schlechten Frieden einem guten Kriege vor. Und nur in seltenen Fällen machte Rossini seinen wahren Gefühlen gegenüber Wagner Luft.

Eines Tages veranstaltete Rossini ein großes Festessen in seiner Wohnung. Auch Richard Wagner befand sich unter den Geladenen. Die Gäste befanden sich gerade in lebhafter Unterhaltung, als man plötzlich aus der Küche einen furchtbaren Lärm von zerbrochenem Geschirr vernahm.

Rossini sprang auf und rief ärgerlich aus: „Donnerwetter, wer wägt es, hier in meiner Wohnung den „Tannhäuser" zu spielen?" Wagner lächelte gezwungen und tat so, als wäre die Äußerung Rossinis nur ein Scherz. Im Grunde seiner Seele aber konnte er dem Autor des „Barbier von Sevilla" diese öffentliche Herabsetzung seines musikalischen Genies nie verzeihen.



Lustige Ecke



Wo er seine Anregung hernimmt.



Der Jazzkomponist bei der Arbeit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.